

# »Nieder mit den Trinkgeldern«

**N**ieder mit den Trinkgeldern – »Wir fordern feste Entlohnung«. Mit diesen Parolen demonstrierten am 1. und 2. Januar 1919 in Berlin auch die Kellner, von denen sich Harry Graf Kessler, als Zeitzeuge aktuell im »Berliner Themenwinter 100 Jahre Revolution« häufig zitiert, nur insoweit tangiert fühlte, als dass er sein Abendessen im Restaurant für zehn Minuten unterbrechen musste. Der Betrieb ging weiter, auch in den Bars, Kabaretts und Tanzlokalen, trotz revolutionärer Umtriebe auf den Straßen Berlins.

Den Kellnerstreik hatte Willy Römer abgelichtet, und seine Fotos sind die besten der über 300 im Berliner Museum für Fotografie. Römer, der Bildchronist der Revolution, war überall und mittendrin. Er zeigt die Menschenmengen in den ersten Tagen, dicht gedrängt, erwartungsvoll und heiter, am Brandenburger Tor, als Philipp Scheidemann zu den heimkehrenden Truppen spricht, »Spartakisten« verschanzt hinter Rotationsrollen vor dem Mossehaus im Zeitungsviertel am 11. Januar, junge Burschen im »Kaffee Vaterland«, wo sich das Werbebüro für die Freikorps befand, Warteschlangen vor den Wahllokalen, Schlächterwagen, Pferdedroschken und Schulkinder auf Rollschuhen während des Verkehrsstreiks, im März die »ausgehungen« Lichtenberger »Bewohner der Kampfzone (...), die Öffnung der Lebensmittelgeschäfte« erwartend, Hunderttausende auf der Großen Frankfurter Straße beim letzten Geleit für Rosa Luxemburg am 13. Juni 1919. Er fotografierte die Kämpfe und Kaffee- und Kuchenverkauf beim Arbeitsnachweis der Landesversicherungsanstalt, »Spielhöhlen« und Straßenhandel.

Viele Szenen, v. a. die mit Kampfhandlungen, wurden von den Fotografen damals offensichtlich nachgestellt, denn mit den großen Plattenkameras konnte man Bewegung schlecht ablichten. Römer arbeitete, wie die anderen, z. B. die ehemaligen Kriegsreporter Otto und Georg Haeckel, auf eigene Faust und verkaufte die Aufnahmen an

Eine Ausstellung im Berliner Museum für Fotografie zur Revolution 1918/19. **Von Sabine Lueken**



Wir können auch anders – Revolutionäre im Berliner Zeitungsviertel, Januar 1919 (Foto: Willy Römer)

die Verlage Ullstein und Mosse. Die Pressezensur der Kriegszeit war aufgehoben. Als »Edition Photothek« – so hieß Römers einstmalige Firma – hatte der kleine Kreuzberger Verlag Nishen die Fotos bereits in den 80er Jahren publiziert.

Die »Regierungstruppen«, soviel sieht man, setzten im Laufe der Wochen immer größere Geschütze ein: Maschinengewehre, Artilleriekannonen, Handgranaten und Panzer, also die modernen Kriegswaffen der Westfront. Die Folgen waren zerschossene, zerbombte Gebäude und Tausende von Toten. Im Straßenhandel gab es Postkarten, auf denen die Zerstörungen zu sehen waren, und man fand offenbar nichts dabei, Abbildungen von »standrechtlich Erschossenen« oder »Opfern der Kämpfe« zu verschicken. Man

sieht die wachsende Gewalt, aber von wem ging sie aus? Die Ausstellungsmacher wollten die Fotos als »Primärquellen« behandeln und nicht zur Illustration von Erklärungen. Dieses Konzept geht nicht auf. Wenn man nicht über weitreichende Kenntnisse verfügt, versteht man nichts. Mit den beigefügten Lupen kommt man zwar den Gesichtern, nicht aber der historischen Wahrheit nahe.

Die zeitgleiche »Parallelwelt« der amüsierwütigen Berliner dokumentieren Starfotos, Plakate und anderes Material der Unterhaltungskultur: Ein Ausschnitt aus Ernst Lubitschs Film »Madame Dubarry« (1919) mit dem Stummfilmstar Pola Negri, ein Plakat der Schauspielerin Senta Söneland im Metropol-Kabarett oder eines mit einem nach der Vorkriegsmode ge-

kleideten Paar, den Foxtrott (Fuchstanz) »Mariposa« tanzend. Alles wirkt antiquiert, noch dem Kaiserreich zugehörig, wo es auch schon Bars, freche Kabaretts und frivole Tänze gab. Die »neue«, politische Kunst der Moderne, Bauhaus usw., die wir mit Weimar verbinden, entstand erst ab Dezember 1919, nachdem die Revolution niedergeschlagen war.

Was wurde aus den Künstlern dieser Zeit? Aus Senta Söneland, Fritz Grünbaum und vielen anderen? Sie fielen den Nazis zum Opfer. Wie die Revolution den führenden SPD-Politikern. Das wäre Stoff für eine neue, andere Ausstellung.

- Bis 3. März, Berlin, Museum für Fotografie
- Der Katalog kostet 45 Euro

## Nur kein Krach

**D**er Schriftsteller Navid Kermani hat die Kulturpolitik seine Wahlheimat Köln scharf kritisiert. »Man schämt sich ein ums andere Mal für diese Stadt, die man doch liebt, in der man gern lebt, von der man nicht wekommt«, schrieb der Autor in einem Beitrag für den *Kölner Stadtanzeiger* (Donnerstagsausgabe). »Gleichzeitig schustern sich die Politiker die Ämter zu. So viele Dinge klappen hier nicht.« Insbesondere im Kulturlieben gehe es »unfassbar unprofessionell« zu. Konkret kritisierte er die Berufung von Carl Philip von Maldeghem, derzeit Intendant des Salzburger Landestheaters, zum neuen Chef des Kölner Schauspiels. Mit dieser Entscheidung schreibe sich die Stadt selbst ab vom überregionalen Theaterleben. »Meine Vermutung ist: Der Kandidat ist bequem. (...) Nur kein Krach und kein Krawall – das mag die Devise gewesen sein.« (dpa/jw)

## Republik der Liebe

**L**iebe und Demokratie sind die Themen der Jahreskonferenz der Dramaturgischen Gesellschaft, die seit Donnerstag in Jena und Weimar stattfindet. »Vor dem Hintergrund massiver gesellschaftlicher Verschiebungen können wir den Kopf nicht in den Sand stecken«, sagte ihr Vorsitzender Harald Wolff der dpa unter Verweis auf Rechtspopulismus in Deutschland und im Ausland. Die Konferenz trägt den Titel »Republik der Liebe – doing democracy«. An ihrem Ende am Sonntag soll eine Kissenschlacht Gelegenheit bieten, »sich politische Überzeugungen gegenseitig um die Ohren zu hauen«. Teilnehmern werden dafür Kissen bereitgestellt, auf denen sie mit Stiften ihre politischen Forderungen festhalten können. (dpa/jw)

## Klassenfragen ■ Die diskrete Dummheit der Bourgeoisie. Eine Erinnerung. Von Pierre Deason-Tomory

**A**ls vor bald drei Jahren die Besprechungen von Didier Eribons »Rückkehr nach Reims« die liberalen Feuilletons erreicht hatten, habe ich in der *Zeit* einen Leserbrief gelesen. Darin schilderte der Briefeschreiber die Szene auf dem Schulhof einer deutschen Hauptschule. Bauarbeiter kamen und trugen Zementsäcke über den Hof, die Schüler machten ihnen den Weg frei. Dann beschreibt er ein ähnliches Zusammentreffen von Schülern und Säcke schleppenden Arbeitern, dieses Mal auf dem Gelände eines Gymnasiums: Die Schüler hätten die Arbeiter schlicht ignoriert, diese mussten deshalb mit dem Zement auf dem Buckel im Slalom um die Gymnasiasten herumlaufen.

Eine Klassenfrage. Ich habe mich wegen dieser Geschichte an meine Schulzeit in Bayern erinnert. Ein halbes Jahr Gymnasium, ein halbes Jahr Hauptschule wegen Unreife, dann noch ein paar Jahre Gymnasium bis zum Exitus praecox. Der Unterschied zwischen der einen und der anderen Schulform war deutlich. Auf der Hauptschule waren alle in der

Klasse katholisch, außer mir, auf dem Gymnasium nur fast alle. Auf der Hauptschule sprachen die Kinder ursprüngliches Westmittelbairisch, auf dem Gymnasium eine Annäherung an Deutsch. Die Hauptschüler wohnten alle in der kleinen Stadt oder in den umliegenden Dörfern, die Gymnasiasten kamen aus dem ganzen Landkreis, mit dem Bus, von den Eltern mit dem Auto angeliefert oder, im Sommer, mit dem Fahrrad.

Die Gymnasiasten waren, anders als die Hauptschüler, keine Arbeiter- oder Bauernkinder, sondern zumeist Akademikernachwuchs, logisch. Meine Deutschlehrerin, gescheiterte Schauspielerin und sehr deprimiert, fauchte uns gerne ein »Ihr seid Elite!« ins Elitegesicht. Vor allem wenn wir nicht funktioniert haben, so wie ich, als ich den »Zauberlehrling« nur heruntergeleiert hatte, anstatt ihn vorzutragen. »Elite!« und: Zack! Strafarbeit!

Ein weiterer Unterschied: In Bayern hattest du damals in der Hauptschule Unterricht in Werken – als Bub, die Mädchen hatten Handarbeiten –, im Gymnasium nicht. Und: Die Gymna-

siasten waren unfassbar dumm. Davon handelt die bedeutungslose Geschichte, die ich jetzt erzählen möchte.

Es war an einem wundervollen, südostbayerischen Frühsommertag 1982. Ich hatte eine Schulstunde früher frei als meine Klassenkameraden, weil die in den katholischen Religionsunterricht mussten und ich als Falschgläubiger nicht. Ich war auf Schabernack aus und ging noch nicht nach Hause, sondern in den Fahrradkeller. Ein Freund von mir, der im Asozialenhaus am Flussufer wohnte, hatte mir gezeigt, wie man diese lumpigen, kleinen Nummernfahrad-schlösser nach Gehör knackt. Kinderspiel, dauert keine Minute. Ich löste also bei zwei oder drei Dutzend Rädern das Schloss und arretierte damit jeweils ein anderes Bike. Dann ging ich nach oben, setzte mich auf eine niedrige Betonmauer am Schulportal und wartete.

Es klingelte zum Ende der sechsten Stunde, die Schüler strömten schubweise aus den Klassenzimmern über den Hof. Dann passierte erst mal nichts. Zehn Minuten später kamen die ersten Autos.

Es wurden viele Autos, die in der kleinen Straße vor dem Rottmayr-Gymnasium vorfuhren. Genervte Elternteile trugen die verschlossenen Räder aus dem Keller zu ihren Pkw, schnallten umständlich die Räder auf den Dachgepäckträger und schnauzten dabei ihre Kinder an. Dann kamen noch mehr Autos, und die zuerst Gekommenen kamen nicht mehr aus der Straße heraus. Hupen, Blöken, die Eltern der Elite verloren standesgemäß die Fassung. Ich saß auf meiner Mauer und war entzückt.

Nicht einer der Gymnasiasten ist auf die Idee gekommen, einfach zum Hausmeister zu gehen und eine Zange zu holen. Keiner.

Heute wünschte ich mir, der Hausmeister hätte damals neben mir gesessen und sich mit mir gefreut und mir zum Dank für das Schauspiel ein Zweimarkstück in die Hand gedrückt. Aber so war das nicht. Der Hausmeister war ein Arsch, immer nur nett zu den Lehrern, und hat uns verjagt, wenn wir nach Schulschluss auf dem Rasenstück hinter der Turnhalle Fußball gespielt haben. Vielleicht ist auch das nur eine Klassenfrage.

## Tanzende Vulven?

**U**nter ihrem bürgerlichen Namen, Merrill Beth Nisker, kennt man die Elektro-Punk-Künstlerin eher nicht, aber ihr Alias Peaches hat noch immer einen ziemlich guten Klang. Legendar, vor allem in Berliner Kreisen, ist ihr erstes Album »The Teaches of Peaches« von 2000. Noch ein bisschen berühmter sind indes ihre großartigen, subversiv-queeren Liveshows, die manchem Hetero-Männchen einen schönen Schrecken einjagten. Jetzt ist das Stuttgarter Ballett- und Opernpublikum fällig. Ohrenbetäubende Beats und tanzende Vulven? Man darf gespannt sein, was aus »Die sieben Todsünden/Seven Heavenly Sins« wird, wenn Peaches die Hauptrolle spielt. Die Inszenierung, die am Samstag Premiere hat, fußt auf dem 1933 von Brecht und Weill uraufgeführten Werk. Peaches freut sich auf die Reaktionen. (dpa/jw)